

Aus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe edito-rieller Betrachtung.

Die Vorschüsse an die portugiesische Königsfamilie.

Die vielerörterte Angelegenheit der Vorschüsse an die portugiesische Königsfamilie, worüber wiederholt berichtet wurde, ist durch einen das größte Aufsehen erregenden Artikel des Diario de Noticias in Lissabon in ein neues Stadium getreten. Der Artikel gibt folgendes an:

„Wie bekannt, wurden der von der Kammer ernannten Kommission zahlreiche (mehr als 80) Dokumente, die Vorschüsse betreffend, eingereicht. Aus dieser Quelle bringen wir nun nachstehende Angaben über die gewährten Vorschüsse zur öffentlichen Kenntnis, mit Ausnahme der der Königin-Mutter D. Maria Pia bewilligten (weil es bisher unmöglich war, diese genau festzustellen). Der erste dem Königs-hause gewährte Vorschuss erfolgte am 5. August 1890 durch den damaligen Finanzminister João Franco. Dieser Vorschuss betrug die beträchtliche Summe von 40 Contos (ein Conto de Reis gleich 1125). Am 23. Februar 1891 bewilligte José da Cunha 30 Contos, am 24. Dezember Mariano de Carvalho weitere 50 Contos. Im Jahre 1893 erhielt das Königs-haus zwei Vorschüsse, einen am 11. Februar im Betrage von 10 Contos durch Dias Ferreira, einen anderen von 10 Contos am 3. Juli durch Fuschini. 1894 be-fahl Simão Ribeiro, dem Königs-hause zwei Vorschüsse zu gewähren, einen von 15 Contos am 4. Januar, den anderen in der Höhe von 30 Contos am 2. Juli. Capreueira, der nächste Finanzminister, bewilligte folgende Vorschüsse: 22.500 Pfd. St. am 11. März 1895; 2500 Pfd. am 24. März des-selben Jahres; 5000 Pfd. am 31. Januar 1896; 680 Pfund am 24. März des-selben Jahres; 2000 Pfd. am 26. April 1896; 2000 Pfd. am 25. Mai 1896 und 4000 Pfd. am 21. Juni 1896.

Auf Capreueira folgte Anselmo d'Andrade, der am 20. September einen Vorschuss in der Höhe von 5000 Pfund annahm. 1901 bewilligte Matto-los Santos diverse Vorschüsse: Am 8. Januar die Summe von 5900 Pfund; 1500 Pfund am 2. März; 6000 Pfund am 19. Juni und zuletzt 60.000 Pfund am 5. Oktober. Im Jahre 1902 wies Matto-los Santos folgende Vorschüsse an: 1000 Pfund sofort zahlbar und die gleiche Summe zahlbar in Zukunft alle zwei Monate bis zu neuer Order. Er bewilligte fer-ner 1500 Pfund am 27. Januar 1901; 17 Contos 600 Miteis am 8. April; 1600 Pfund am 15. April; 2000 Pfd. am 17. Juni; 1000 Pfund am 28. September; 15.000 Francs an den Infanten Dom Alfonso am 27. No- vember. Ferner wies er Vorschüsse in Höhe von 800 Pfund am 8. Januar 1903 an, und von 2 Contos am 21. Januar für den Infanten Dom Alfonso; der nächste Vorschuss betrug 6 Contos für eine Reise der Königin D. Amelia, ebenfalls wurde der Königin für denselben Zweck ein Scheck auf London in Höhe von 2200 Pfd. über-wiesen und Kreditpapiere im Betrage von 4000 Pfund. Den letzten Vor-schuss ließ Matto-los Santos der könig-lichen Familie am 19. Februar ver-ordnen. Teixeira Souza gewährte im Jahre 1903 folgende Vorschüsse: Am 11. März zehn Contos de Reis; weitere 1500 Pfund am 2. Juni; drei Contos am 9. Juni an den Infanten; 100 Pfd. am 7. Juli; drei Contos 500 Miteis am 14. September; 500 Miteis am 19. September; 800 Pfd. am 28. Dezember und 1350 Pfd. am 11. März 1904. Requito bewilligte zwei Vorschüsse an den Infanten Dom Alfonso: 3500 Francs am 6. Juli und 6000 Francs am 20. Juli d. N.; ein anderer Vorschuss von 1800 Pfd. am 27. Juli d. N. verordnen, was eben-falls für das Königs-haus bestimmt.

Capreueira wurde wieder Finanz-minister und gewährte am 27. Dezem-ber 1904 einen Vorschuss von drei Contos, am 3. Februar 1905 einen solchen von 400 Miteis an den In-fanten und einen weiteren von 2000 Pfd. an das Königs-haus am 5. Mai; fernere Vorschüsse sind: 6000 Francs für den Infanten am 15. Juli; 1 Conto 500 Miteis für die königliche Familie am 20. Juli 1905; 2000 Pfd. am 28. Juli und 2500 Francs am 1. August an den Infanten. Im Jahre 1906 gewährte Venha Garcia Vor-schüsse im Betrage von 800 Miteis und ein Konto an den Infanten. Teixeira Souza bewilligte an das könig-liche Haus weitere 800 Miteis. Das Blatt schließt mit den Worten: „Es ist eigentlich unnötig, hinzuzufügen, daß wir mit obigen An-gaben niemand (sei es, wer es sei) zu nahe treten wollen, sondern nur be-streben sind, an der Klärung der Angelegenheiten beizuhelfen.“

In ganz Portugal hat die Bedürf-nisse des Inhalts der von der ein-geleiteten Kommission noch nicht einmal untersucht oder gar festzu-legenden Dokumente gewaltige Orreaga hervorgerufen. Ein politischer Stan-dal ist entstanden, wie er ungleicher und erster nicht eintritt. Es scheint, daß die Kommissionmitglieder ihrer Demission einreichen werden, wenn man nicht herausbekommt, wer

von ihnen so indiskret war, Amtsge-heimmisse zu verrathen und wer dem Diario jene Angaben „aus sicherer Quelle“ gemacht hat.

In der Kammer dauern die erregten Debatten fort. Der Nationalist Vin-heiro Torres verursachte einen ersten Tumult durch Bemerkungen, welche den Dissidenten Anlaß zu stürmischen Unterbrechungen gaben. Präsident M-buquerque wies sie energisch zur Ruhe, worauf Queiroz Ribeiro handgreiflich wurde. Freunde mußten die Käm-pfer trennen. Die Verwirrung war gewaltig, und die Sitzung wurde un-terbrochen. Ein heftiger Zwischenfall ereignete sich indes hierbei. Der Kam-merpräsident, der seinen Hut nicht zur Hand hatte, ergriff den ersten besten und traf die Kopfbedeckung eines sehr großköpfigen Deputierten. Natürlich sank ihm der Hut bis über die Ohren. So kam es, daß der Kammerpräsident plötzlich nichts mehr sah, sondern nur ein schallendes Gelächter hörte. Er hatte eine wunderbare Figur gemacht.

Revolution in Paraguay.

Paraguay hat wieder seine Revolu-tion, nachdem es ganze vier Jahre Ruhe gehalten hat. Damals waren es die Blauen, die der rothen Partei den Garaus machten.

Am 9. August 1904 wurde der Dampfer Sajonia von der damaligen Regierung gekauft und im Hafen von La Plata als großes Transportschiff ausgerüstet. Wenigstens war das die Absicht der Regierung. Aber ihre Her-ren Kommissäre kauften für die Ausrüstungsgelder Flinten und Säbel und warben Mannschaft an, die an Bord der Sajonia einen Handstreich auf Asuncion wagte. Als der General-tonsul von Paraguay in Buenos Aires einer Regierung telegraphirte, waren die Revolutionäre schon längst unter-wegs. Einen Regierungsdampfer, die Villa Rica, mit 300 Soldaten und ein paar Kanonen an Bord, nahmen sie bei Villa des Pilar, wo eine provisorische Regierung eingesetzt wurde. Aus meh-teren Frachtdampfern wurde eine „Flotte“ von zwölf Fahrzeugen von den Aufständischen von Asuncion dirigirt. Die Regierung verlor den Kopf und mußte abtanden.

Das neue Regiment, das sich liberal nannte, benahm sich ziemlich anständig gegen die abgetanen Gegner. Der Prä-sident Escorza, die willenlose Puppe an den Drähten seines Ministeriums Ca-ballero, mußte abtanden, und an Ca-balleros Stelle trat sein persönlicher Feind, der General Ferreira.

Das Volk selbst spielt bei solchen Revolutionen nur die Rolle, die ihm die Parteiführer anweisen. Seit mehr als 30 Jahren, das heißt seit dem Sturze des berüchtigten Tyrannen So-lano Lopez und seiner Geliebten Ynch, dieses Dampfers in Weibergestalt, hat-ten die beiden alten Gauchoführer Ca-ballero und Escobar die Macht in den Händen. Nach ihrem Verlieben wurden Präsidenten gewählt und abgesetzt, Mi-nister und Beamte ernannt, ihre Fa-milienclique führte in Paraguay das Regiment nach dem alten Rezept des gestürzten Lopez, das heißt, sie sog Land und Volk aus, wo sie konnte, stützte sich auf die Soldateska und nannte sich die konservative oder rothe Partei. Wer dieser Clique nicht passte, wurde verbannt. So auch der General Ferreira, der über die Grenze nach Ar-gentinien ging, wo von jeder alle Dut-sche für Asuncion vorbereitet werden.

Ferreira und sein Freund Garcia, die die Revolution von 1904 leiteten und den Präsidenten Bautista Gaona, der heute gestürzt ist, wählen ließen, fanden in der Unzufriedenheit des Vol-kes den mächtigsten Bundesgenossen. In der Finanz und Verwaltung des Landes waren „Neuerungen“ von der rothen Partei eingeführt worden, die das Volk maßlos erbitterten. In Pa-raguay herrscht ohnehin Geldmangel. Seit dem mörderischen Kriege, den Bras-ilien, Uruguay und Argentinien gegen Paraguay führten, waren die Kräfte des Landes erschöpft, die Bevölkerung be-grenzt, und erst ganz langsam er-holte sich das Land. Da wurden die Hauptstädte aufhauerte und Verba, die Hauptprodukte des Landes, erhöht, die Wetterwirtschaft bei der Stellenbe-setzung immer ungebührlicher und end-lich bei der Konversionskasse, die die schlimmsten Finanznöthe beilegen sollte, große Summen verschleudert.

Heute ist die Partei, welche am 12. Dezember 1904 das Regiment antrat, gestürzt. Die Radikalen, hinter denen natürlich der alte Parteigänger Ca-ballero steht, haben anscheinend Asuncion in der Gewalt und sind nicht fähig-lich dort verbleiben. Die Straßen-kämpfe in Asuncion scheinen diesmal ernst gewesen zu sein. Für gewöhnlich wartet die große Menge nur die ersten Schüsse ab, um dann zu denen über-zugehen, bei denen es am lauesten Anlaß.

Der Ausschuss, den das unglück-liche Land im vorigen Jahrzehnt nahm, und an dem auch deutsche Elemente und deutsches Kapital mitarbeiteten, scheint demnach wieder gestört zu sein. Paraguay hat eben wieder keine Revolu-tion. Wie weil Argentinien, das schon 1904 seine Hand im Spiel hatte, heute bei dem neuen Ausbrüche be-theiligt ist, läßt sich noch nicht erken-nen.

Je häufiger sie abgesetzt wird, desto magerer wird die Revolver Ver-derberungsgruppe.

Deutschland und England.

Zwei für die Beurtheilung der deutsch-englischen Unstimmigkeiten be-deutende Nachrichten hat das Kabel vor Kurzem gebracht: die offiziöse Erklärung der „Süddeutschen Reichs-telegrammgesellschaft“, daß das Schlag-wort von der „Eintretung Deutschlands“ nicht länger mehr irgend welche that-sächliche Berechtigung habe, und dann die gleichfalls offiziöse Mittheilung, daß die bevorstehende Zusammenkunft zwi-schen Kaiser Wilhelm und König Ed-ward im Taunusloos Friedrichshof auf die Initiative des englischen Kö-nigs zurückzuführen ist, und daß dar-um die Behauptung der britischen Brunnenorgel, der König habe sich zu der Entree lediglich breitschlagen lassen, aus der Luft gegriffen sei.

Die „Süddeutsche Reichs-telegramm-gesellschaft“ gibt wohl zu, daß das Schlag-wort von der Eintretung insofern be-rechtigt den Sinn habe, als es eine Mahnung zur Wachsamkeit ausdrückt gegenüber etwaiger Versuche, Deutsch-land zu isoliren und nach Delcastel-ler Weise als quantité négligeable zu behandeln. Der bevorstehende Be-such des englischen Königs zeige, daß man in England einen Ausschluß Deutschlands, wenn auch wünsch, doch jedenfalls nicht für möglich halte, son-dern bestrebt sei, in den großen politi-schen Fragen mit Deutschland und zwar ausschließlich auf friedlichen We-gen und in gutem Einvernehmen mit den betheiligten Großmächten vorzu-gehen. Das süddeutsche Blatt warnt deshalb auch vor dem weiteren Klagen über eine Eintretungsgefahr, weil man dadurch nur den Zerstörer nähren würde, daß Deutschland durch ein Koalitionsgepöhl eingeschüchelt sei.

Das ist ohne Frage richtig. Nie-mand hat so viel von den Erfolgen der englischen Eintretungs-Politik ge-sprochen wie der Deutsche selber. Daß deutschfeindliche Politiker im Aus-lande auch an diese Erfolge glaubten, erklärt sich nur daraus, daß sie in einem großen Theile der deutschen Presse nicht der selbstbewußten Festigkeit be-gegnet sind, die der richtige Ausdruck der öffentlichen Meinung in Deutsch-land hätte sein müssen, sondern einem würdelosen Mobegeflüster über die An-schläge des Kaisers Edward. Dar-über mußten sie zu der Meinung kom-men, Deutschland lasse sich in der That durch jeden bloßen Schein einer Be-drohung nervös machen und einschüch-tern. Durch ängstliche und übertriebene Ausmalung möglicher Gefahren wird den sachlichen und gesunden Lö-sungen der schwebenden politischen Fragen selbstverständlich nicht vor-gearbeitet.

Die Dinge liegen denn doch nicht so einfach, daß der König von England die Mächte Europas nur mit einiger Lebenswürdigkeit und Schlaucht zu einem kriegerischen Kesseltreiben gegen Deutschland zusammenbringen könnte. Die Zeiten sind vorüber. Gewiß darf Deutschland den Gefahren die Augen nicht verschließen, die deutsche Politik hat auch besonders Grund zur Wach-samkeit. Aber das Bewußtsein seiner Kraft sollte ihm doch die Zurecht-wie und die Ruhe geben, die allein eines großen, friedlichen Volkes würdig sind. Es kann mit gutem Gewissen trotz aller Verdächtigungen seinen Weg gehen. Ein Angriffskrieg von deut-scher Seite, gegen wen immer er vorge-stellt werden möge, ist einfach un-denkbar. Seine Rüstungen zu Lande und zur See kann man nicht mit Recht so beuten, als müßten sie nothwendiger-weise eines Tages in eine gewaltthätige Demonstration umgesetzt werden. Der Militär- und Flottenetat ist vielmehr als eine Versicherungsprämie zu be-trachten, die alljährlich vom deutschen Volke aufgebracht wird, um die nation-ale Wirtschaft und die nationale Ehre zu schützen, sollten diese von an-derer Seite gefährdet werden.

Die Begegnung der beiden Herrscher behält demnach doch seine Bedeutung. Nicht als ob heute noch der Friede des Volkes von dem besseren oder schlech-teren Verstand einzelner Herrscher ab-hängig wäre. Aber wenn zwei so aus-sprechende Persönlichkeiten wie der Deutsche Kaiser und König Edward zu einer Verständigung über die beiden Völker gemeinsamen Interessen ge-langen, so ist das immerhin viel werth, weil es mithilft, den Frieden zu sichern, und — hoffentlich! — zur Be-wichtigung der jetzigen Aufregtheit vieler Leute über die ganze politi-sche und internationale Lage dient, einer Aufregtheit, die höchst gefähr-lich ist und endlich einem Vertrauen in die edleren Elemente der Kultur-mächte, die einen ehrenvollen Frieden wollen, Platz machen sollte.

Die Umwälzung in der Türkei.

Kaiser, als man erwartet hatte, ist die Entscheidung in der Krise, die das türkische Reich durchzumachen hat, gefallen. Wie die Väter aus den Terepchen erfahren haben, hat Sultan Abdul Hamid am 14. Juli, wahr-scheinlich der Roth gedöndert, nicht dem eigenen Triebe, die Verfas-sung von 1876 in ihren wesentlichen Punkten wiederhergestellt und die Einberufung des Parlamentes ange-ordnet. Quasi hat er, um seinen aufrichtigen Willen, Reformen ein-zuführen, noch deutlicher kundzugeben, den bisherigen Großvezir Ferid Pa-scha, der ihn immer in falschen Ver-stellungen über die Verhältnisse im

Land gehalten hatte, entlassen und den Reformfreund Said Pascha an die erledigte Stelle gesetzt.

Wie gesagt, es war eine erzwungene Handlung, durch die der Sultan dem Lande eine Verfassung gab. Denn als er davon hörte, daß die Reformbewe-gung in beständiger Weise sogar schon das Heer ergriffen hatte, und als ihm dann noch von den Albanesen, auf deren Treue er infolge der Einflü-sterungen von Ferid Pascha fest gebaut hatte, mitgeteilt wurde, daß sie sich für Reform und Verfassung eidlich verpflichtet hätten, da erkannte er, daß es die höchste Zeit war, einzutreten und dem Verlangen nach Reform nach-zugeben, wollte er nicht Thron und — was in der Türkei meistens damit zu-sammenhängt — Leben verlieren.

Aber wenn auch so die Aenderung dem Sultan gewissermaßen abge-zwungen worden ist, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß er es diesmal ernst damit meint. Das gebietet ihm schon die Klugheit. Denn wenn er jetzt abermals, wie vor dreißig Jah-ren, mit dem Volke Schindluder treiben und die Reichsversammlung wohl einberufen, dann aber wieder ruhig einschlafen lassen wollte, so müßte er sich selbst sagen, daß das der Anfang vom Ende sein würde. Die Bewe-gung für eine konstitutionelle Regie-rung ist heute zu tief ins Volk einge-dringen und hat zu weite Kreise er-griffen, als daß es der Sultan wagen dürfte, durch ein Verfahren wie 1876 und 1877 mit den Wünschen des Vol-kes Spott zu treiben.

Eine andere Frage ist es, wie wir schon neulich auseinandergesetzt haben, wie nun das neue System arbeiten wird. Wir bleiben auch jetzt dabei: mit der einfachen Einführung der Verfassung, mit der Einlegung eines Parlamentes, ist es noch nicht gethan; vielmehr handelt es sich darum, ob es gelingen wird, diese infolge der un-endlichen Verschiedenheit der Nationa-litäten und der Religionen überaus buntgefärbte Vermählung zu einer wirksamen und segensreichen Thätigkeit zu veranlassen. Die Erfahrungen, die man mit der russischen Duma, in der die Verhältnisse, was die Verschieden-heit der Nationalitäten anbelangt, längst nicht so ungünstig lagen, geben zu keinen hohen Hoffnungen Anlaß, und die entsetzliche Zerrüttung, die in Persien der Einführung einer konsti-tutionellen Regierung gefolgt ist, er-öffnet erst recht keine günstigen Aus-sichten. Allerdings ist dabei zu be-denken, daß in Persien die traurigen Zustände, die jetzt dort herrschen, zum großen Theil dem Bestreben des Schahs zuzuschreiben ist, die Verfassung, die ihm bei seiner Thronbesteigung auf-gezwungen wurde, wieder umzustößen, und wenn diesen Fehler Abdul Hamid vermeidet, dann mag es ja wohl sein, daß in der Türkei ähnliche Kämpfe, wie sie Teheran und Tabris durchto-ben haben, vermieden werden.

Dem sei nun aber, wie ihm wolle — die Verteilung einer Verfassung in der Türkei, die ja in im günstigen Falle für diese gut ausfallen mag, hat auch noch eine andere Seite. Sie ist ent-schieden und unbestritten ein Sieg der Jungtürken, und in deren politischem Programm steht nicht allein die Ein-führung einer konstitutionellen Regie-rung, sondern auch der Grundsatz: „Die Türkei für die Türken“. Den Jungtürken war es von jeher ein Dorn im Auge, daß die europäischen Mächte es sich herausnahmen, in der Türkei Ordnung zu schaffen, und die-Bevormundung abzuschaffen, was das Ziel ihrer eifrigsten Bestrebungen. Diese Bevormundung war ja auch nur möglich infolge der furchtbaren Schwäche, in die das türkische Reich durch das bisherige Mißregiment ge-sürzt wurde, das im Namen des Sul-tans von der korrupten Beamtenclique geführt wurde. Sollten aber jetzt die Jungtürken einen frischen Geist „in die Hude“ bringen und wirklich mit den alten Mißbräuchen aufzuräumen, dann könnten aus der neuesten Ent-wicklung in der Türkei für die euro-päischen Mächte noch manche unliebsa-mere Ueberreste erwachsen.

Ein Rezept, wie man in einer Wette gewinnen kann, ist schwer zu geben. Anderen wissen wir ein Re-zept, wie man es bei Wählwetten machen muß, um nicht zu verlieren. Man nehme eine Summe Geldes, von der man sicher ist, daß man sie ohne viele Beschwerden entbehren kann, und — kaufe den Kohlenver-trag für den nächsten Winter damit. Wenn man das Rezept strikt befolgt, ist man sicher, daß man bei der Wahlwette nicht verliert.

In dem neuenglischen Städtchen Norwalk haben sechs Bürger Diplo-maten aus ihre Häuser aufgenommen, um sich Automobile anschaffen zu kön-nen. Möge es sie nie gereuen.

Der Redakteur eines pennsylvani-schen Volksblattes teilt mit, daß das Reich der Klapperschlangen wohl-schmendend und bedrückend sei. Die Abonnenten in jener Gegend scheinen mit den Jaglungen erschrecklich saum-selig zu sein.

Wenn die Politiker ihre Reden in den Phonographen hinein sprechen, dann wird es sicher vor unliebsamen Unterbrechungen.

Gaus- und Landwirtschaft.

Um angeschnittene Zitro-nen aufzubewahren wird die Frucht mit der Schnittfläche auf ein halb mit Essig gefülltes Napfchen ge-legt. Sie hält sich so wochenlang.

Silber- und Nickelsachen, welche von langem Liegen angelauten sind, reinigt man durch Uebergießen mit kochendem Kartoffelabgußwasser, worin sie etwa 10 Minuten verblei-ben; nachdem werden sie mit einem wollenen Lappen tüchtig abgerieben.

Ein füllen heißer Gelees, Marmeladen usw. Beim Einfüllen von Gelees und Marmeladen, die heiß einzufüllen sind, springen die Gläser befallentlich leicht. Um sie halt-barer zu machen, ist es am zweckmä-ßigsten, nach gründlicher Reinigung der Gläser in warmem Sodawasser, sie mit kaltem Wasser in einem geräu-migen Kessel auf Feuer zu setzen und langsam zum Kochen zu bringen. Es ist nöthig, Heu oder Tücher zwischen die Gefäße zu stopfen. Sie müssen in dem Wasser wieder langsam erkal-ten. Dieses Verfahren gibt eine ge-wisse Garantie für ihre Haltbarkeit.

Die Behandlung der ge-ernteten Zwiebeln. Wieder-orts werden die Zwiebeln gleich nach der Ernte in den Keller gebracht. Es ist aber rathsam, die Zwiebeln erst an einem luftigen Orte dünn auszubreiten, oder an Schnuren aufzuhängen. Die so ausgetrockneten Zwiebeln ha-ben den Vorzug, daß sie nicht, wie die feuchten, im Keller leicht zu teimen anfangen. Ein möglichst trockener Platz ist natürlich für sie auszusuchen.

Kampf dem Ungeziefer. Die „Bayerische Postzeitung“ giebt in einem Artikel Mittel und Wege zur Bekämpfung des Ungezie-fers an. Besondere Beachtung verdienen in dieser Jahreszeit die Mittel zur Bekämpfung der Fliegen und Spinnen. Die Fliegen sind haupt-sächlich sehr empfindlich gegen Luft-zug und brauchen zu freudigem Ge-behen in erster Linie Licht. Aus die-sem Grunde sind Lichtdämpfung in der Ställe und Hervorbringung eines leichten Luftzuges nahe der Stall-decke als die vorzüglichsten, billigen und bequemsten Bekämpfungsmittel zu empfehlen. Das erste erreichen wir durch einen Anstrich der Fenster-scheiben mit einer Mischung von Kaltmilch und Waschlauge. Das dadurch erzeugte Halbdunzel treibt die Fliegen zur Auswanderung. Die Dunkelheit wirkt günstigster und anhaltender als alle die Anstriche mit scharf riechenden Stoffen, die man so oft empfohlen findet. Verbinde wir damit noch Erzeugung von Zugluft, wo sie die Thiere nicht schädigt, wo sie den Fliegen aber ganz unendlich wird, nämlich unter der Stalldecke, so werden die Stallungen bald fliegenfrei sein. Die Spinne selbst ist ja nicht einmal so gefährlich, aber ihre Netze sind es, die wir in dem Stalle nicht brauchen können. Spinn-gewebe sind die richtigen Staubfänger, die gefährlichsten Schlupfwinkel für Pilztiere aller Art. Die Stallluft ist stets Trägerin von Keimen und Pilzen (Bakterien) verschiedenster Art, die sich an den Wänden, in den Ecken und namentlich auf den Spinnweben niederlassen. Da finden wir z. B. die Schimmelpilze, die Gährungs-pilze, das Bacterium der Maul- und Klauenseuche, die Tuberkelkeime, die Pilze des Milzbrandes, des Scheiden-tartrahs und viele andere mehr; sie alle warten nur auf eine günstige Ge-legenheit, um ihren Unglücksflug neuerdings antreten zu können. Als wirksamstes Mittel gegen die Spinn-gewebe kann wohl ein Weigen der Wände mit Kaltmilch im Frühjahr und im Herbst gelten. Die scharfe Kaltmilch vertilgt Millionen von Spinnweben, die an der Wand, in den Ecken und Winkeln haften, gleichgiltig aber auch Insektenlarven und Larven in ungezählten Mengen. Vor einem Neuanstrich müssen selbstverständlich die Wände mit einem feinen Besen abgekratzt werden. Die Spinnweben verschwinden hierdurch, und der Stall erhält ein kühleres Ansehen. Zum schnellen Weigen der Stallungen giebt es heutzutage Antreibmaschinen, von denen wir nur „Fiz“ erwähnen wol-len.

Bevölkerungszunahme und Wehrkraft Deutschlands.

Die Bevölkerungsziffer Deutsch-lands hat im Juli 1908 die Zahl von 63 Millionen bereits überschritten, während sie bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 erst 60,640,000 betragen hatte. Nach der Zunahme des letzten Jahres ist anzunehmen, daß am 1. Dezember 1908 Deutsch-land etwa 63,350,000 Einwohner ha-ben wird. Dies bedeutet für die 3 Jahre seit der letzten Volkszählung eine Zunahme von rund 2,800,000, also durchschnittlich jährlich 930,000. Die Bevölkerung Deutschlands hat sich demnach in den letzten Jahren durch-schnittlich jährlich um 1 1/2 Prozent vermehrt, während sie in den ersten Jah-ren nach der Begründung des Deut-schen Reiches jährlich um nur wenig über 1 Prozent zugenommen hatte. Es ist also eine relative Zunahme der Bevölkerungszunahme und in noch höherem Maße eine absolute Steige-rung festzustellen. Die deutsche Be-völkerung nimmt jetzt alljährlich nahe-zu um doppelt soviel zu, als vor einem Menschenalter.

Diese starke Zunahme ist um so be-achtenswerther, als im letzten Jahrzehnt die Geburten relativ abgenommen ha-ben. Weit stärker aber war die rela-tive Abnahme der Todesfälle, und die Auswanderung, die in früheren Jahr-zehnten die Zahl von 100,000 jährlich oft erheblich überstieg, ist im laufen-den Jahre so gut wie auf dem Null-punkte angekommen. Im ersten Halb-jahre 1908 sind etwa nur 7000 Deut-sche ausgewandert, weniger als die Zuwanderung fremdstaatlicher Ele-mente beträgt.

Die Friedlichkeit Deutschlands wird dadurch bewiesen, daß die Vermehrung der deutschen Wehrkraft mit der raschen Bevölkerungszunahme keineswegs Schritt hält. Nach dem Kriege von 1870-71 wurde die deutsche Friedenspräsenz auf 1 Prozent der Bevölkerungsziffer bemessen. Dieser Prozentfuß wurde zeitweise überschrit-ten, vor allem bei der Einführung der zweijährigen Dienstzeit im Jahre 1893, mit der eine außerordentliche Vermehrung der Friedenskräfte des Heeres verbunden war. Zur Zeit aber ist die Friedenspräsenz geringer als 1 Prozent, und sie dürfte auch kaum wieder auf 1 Prozent gebracht werden, da es niemand einfallt, das deutsche Heer durchschnittlich jährlich um 9000 bis 10,000 Mann zu vermehren. Trotzdem wird natürlich durch die rasche Bevölkerungszunahme Deutsch-lands Wehrkraft indirekt gehoben, denn einmal ist es dadurch im Frieden möglich, unter den auszuhebenden Mannschaften eine sehr zahlreiche Aus-wahl zu treffen, und zweitens eroben sich für den Kriegszustand aus den im Frieden zurückgelassenen Ueberzähli-gen harte Reserven.

bringung der Hühnerställe im Vieh-stall selbst. Die Hühner, die sich im Winter in einem dampfen, warmen, im Viehstall untergebrachten Raum während der Nacht aufhalten, leiden sicher Schaden, wenn sie morgens an kalten Wintertagen mit ihrem von Feuchtigkeit durchsetzten Gefie-der in's Freie treten. Wenn aber doch einmal aus besonderen Gründen der Unterkunftsraum der Hühner in den Viehstall gelegt wird, dann sollte der, den Hühnern zugetheilte Raum möglichst zu ebener Erde angebracht werden. Im Laufe der Jahre hat sich bei Besichtigung von vielen Hühner-ställen, die in Viehställen angelegt wa-ren, feststellen lassen, daß die in Viehställen in der Höhe angebrachten Unterkunftsräume für Hühner meist weniger sauber gehalten waren, als die zu ebener Erde gelegenen Unter-kunftsräume. Der zu ebener Erde gelegene Hühnerstall wird viel leicht-er rein zu halten sein, weil man besser antommen kann und weil man den sich ansammelnden Schmutz auch viel leichter bemerkt. Das in Vieh-ställen untergebrachte Geflügel wird soviel eher von Ungeziefer heimgesucht, und die Ungezieferplage wird zum Schaden der Vegetabilität der Hühner um so stärker in einem reichlich gehaltenen Unterkunftsraum, der sich vielleicht in halber Höhe des Stalles oder dicht unter der Stall-decke befindet.

Vom Einmachen. Reaches süßsauer einzumachen. Auf jedes Pfund Frucht rechnet man 3 Pfund Zucker, 6 Duzend ganze Nelken, 3 je 2 Zoll lange Stücke Zimmt, und zu jedem Pint feinstem Weinessig ein Pint Wasser, Essig, Wasser und Zucker werden zu Syrup gekocht, die Gewürze giebt man in einem Beutel aus Cheesecloth und kocht diese mit. Die Pfische werden sauber abge-wischt, aber nicht gesäubert, halbrirt und solange gekocht, bis sie etwas weichlich sind. Man füllt sie heiß in die gut gereinigten Gläser, gießt den Syrup darüber, läßt abkühlen, dann fest zuschrauben. — Mus-Melonen in Essig und Zucker. — 2 Pfund ge-schnittene Melonen läßt man, mit 1 Pint Weinessig übergießen, 2 Stunden kochen, dann lauter mit 1 1/2 Pfund Zucker, läßt ihn mit dem Essig eine Viertel-stunde kochen, giebt die Melonen hin-ein und kocht sie, bis sie weich und hell sind, worauf man sie herausnimmt, den Saft mit feinstgeschnittener Zitro-nenschale, Zimmt und Nelken kocht und durchpassirt über die Melonen gießt.

Bevölkerungszunahme und Wehrkraft Deutschlands.

Die Bevölkerungsziffer Deutsch-lands hat im Juli 1908 die Zahl von 63 Millionen bereits überschritten, während sie bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 erst 60,640,000 betragen hatte. Nach der Zunahme des letzten Jahres ist anzunehmen, daß am 1. Dezember 1908 Deutsch-land etwa 63,350,000 Einwohner ha-ben wird. Dies bedeutet für die 3 Jahre seit der letzten Volkszählung eine Zunahme von rund 2,800,000, also durchschnittlich jährlich 930,000. Die Bevölkerung Deutschlands hat sich demnach in den letzten Jahren durch-schnittlich jährlich um 1 1/2 Prozent vermehrt, während sie in den ersten Jah-ren nach der Begründung des Deut-schen Reiches jährlich um nur wenig über 1 Prozent zugenommen hatte. Es ist also eine relative Zunahme der Bevölkerungszunahme und in noch höherem Maße eine absolute Steige-rung festzustellen. Die deutsche Be-völkerung nimmt jetzt alljährlich nahe-zu um doppelt soviel zu, als vor einem Menschenalter.

Diese starke Zunahme ist um so be-achtenswerther, als im letzten Jahrzehnt die Geburten relativ abgenommen ha-ben. Weit stärker aber war die rela-tive Abnahme der Todesfälle, und die Auswanderung, die in früheren Jahr-zehnten die Zahl von 100,000 jährlich oft erheblich überstieg, ist im laufen-den Jahre so gut wie auf dem Null-punkte angekommen. Im ersten Halb-jahre 1908 sind etwa nur 7000 Deut-sche ausgewandert, weniger als die Zuwanderung fremdstaatlicher Ele-mente beträgt.

Die Friedlichkeit Deutschlands wird dadurch bewiesen, daß die Vermehrung der deutschen Wehrkraft mit der raschen Bevölkerungszunahme keineswegs Schritt hält. Nach dem Kriege von 1870-71 wurde die deutsche Friedenspräsenz auf 1 Prozent der Bevölkerungsziffer bemessen. Dieser Prozentfuß wurde zeitweise überschrit-ten, vor allem bei der Einführung der zweijährigen Dienstzeit im Jahre 1893, mit der eine außerordentliche Vermehrung der Friedenskräfte des Heeres verbunden war. Zur Zeit aber ist die Friedenspräsenz geringer als 1 Prozent, und sie dürfte auch kaum wieder auf 1 Prozent gebracht werden, da es niemand einfallt, das deutsche Heer durchschnittlich jährlich um 9000 bis 10,000 Mann zu vermehren. Trotzdem wird natürlich durch die rasche Bevölkerungszunahme Deutsch-lands Wehrkraft indirekt gehoben, denn einmal ist es dadurch im Frieden möglich, unter den auszuhebenden Mannschaften eine sehr zahlreiche Aus-wahl zu treffen, und zweitens eroben sich für den Kriegszustand aus den im Frieden zurückgelassenen Ueberzähli-gen harte Reserven.